Bericht einer Abtreibung : "...und man kommt sich vor wie Dreck

Autor(en): **Keller-Ebert, Dido**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **8 (1982)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-359741

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bericht einer Abtreibung

"... und man kommt sich vor wie DRECK"

Und dann war es soweit. Nach vier Wochen traurigem, aufreibendem Warten – nach einer Zeit des Zweifelns, der Diskussionen, gedanklichem Hin- und Her, Übelsein und endloser Müdigkeit, konnte ich ins Frauenspital eintreten. Ich hatte Gespräche hinter mir. Mit Ärzten in der Frauenpoli, in der Sozialmedizin, beim Psychiater. Von einem Gespräch zum andern – warten, warten, warten. Und dazwischen? Soll ich es doch auf die Welt bringen? Natürlich, ich muss. Aber ... ich kann nicht mehr. Ich habe zwei Kinder. Die eine Tochter 3 1/2, die andere eben vor einem Jahr zur Welt gekommen. Stillen, aufstehen nachts, mehrmals, müde bin ich. Nein, ich kann nicht, ich mag nicht mehr. Dann war da noch ein Ultraschall. Ich wollte nicht hinsehen, ich wollte mich nicht auch noch visuell mit diesem Wesen auseinandersetzen, das ich ja doch irgendwie manchmal gern hatte. Ultraschall muss sein, sagen die Ärzte – zur Bestimmung des Alters des Fötus – obs noch reicht, zu spät ist für eine Abtreibung. Ich sah weg. Vor einem Jahr war ich hier, um den Geburtstermin meiner zweiten Tochter genauer feststellen zu können.

Aufnahmetag. Morgens um 8.00 muss ich am Schalter der Sozialmedizin stehen. Zusammen mit vier andern Frauen werde ich auf die Station gebracht. Keine Begrüssung, kein Vorstellen. Da sind eben wieder fünf von denen. Wortlos werden Spitalnachthemden verteilt. (Setzen Sie sich da nicht aufs Bett Ihrer Mitpatientin, das ist unhygienisch!). Fragen werden gestellt am Tisch in der Mitte des Sechserzimmers. Fragen, die ich schon einige Male beantwortet habe. Warten. Blutentnahme. Warten. Und nun bitte zum Ultraschall. Das muss ein Irrtum sein, denke ich mir. Aber ich war doch vor zwei Wochen schon dort, sage ich. Alle müssen das, sagen sie. Aber ich will nicht. Aber Sie müssen. Aber es macht mir psychisch zu schaffen. Aber Sie müssen, müssen, müssen. Auf meine Frage warum, sagen sie, das sei hier keine Diskussion. Und die Oberschwester verlässt mit einigen Beleidigungen an meine Adresse das Zimmer. Die Türe knallt ins Schloss und in mein Inneres. Ich muss also und sehe wieder weg. Dann wieder warten und Fiebermessen. Gewicht, Grösse, und der Morgen ist vorbei. Mittagessen. Ärztevisite. Zwischen den einzelnen "Handlungsakten" kein Wort, aus dem man auch nur annähernd eine gewisse "Mindestsymphatie" für die Patientin feststellbar ist. Nachmittags dann eine ärztliche Untersuchung. Rasieren, und nun drehen Sie sich zur Seite. Ich kenne den Einlauf, also weiss ich: Aha jetzt machen sie einen Einlauf. Es hätte mir das sonst niemand gesagt. Aber ich war gerade auf der Toilette, sage ich. Alle bekommen einen Einlauf, sagen sie. Die Arbeit hier ist für Sie nicht gerade erfreulich – nicht. Frage ich die Schwester. – Schweigen. – Ich meine ... ich kann mir vorstellen, dass es aufreibend sein kann, soviele Patientinnen zu betreuen, die sich psychisch mit ihrer Abtreibung auseinandersetzen müssen ... ? ... fahre ich zögernd fort mit meinem Versuch der Schwester irgendwie näher zu kommen. Schweigen, Schweigen. Nachtessen. Waschen Sie sich mit dem da. Von oben bis unten gut einschäumen. Desinfektionsseife. Ich gehe unter die Douche und mache das, weil das nämlich alle müssen, und weil mir nämlich nichts anderes übrigbleibt und weil ich nämlich am kürzeren Hebel sitze.

Da liegt eine Tablette auf dem Nachttisch. Was für eine Tablette? Eine Schlaftablette. Ich nehme sie und schlafe.

Es wird Morgen. Die Brille müssen Sie mir abgeben. Aber ich möchte sie anbehalten. Ich sehe nichts ohne Brille, und ich möchte gerne sehen, wo ich hinkomme. Sie brauchen die Brille nicht, sagen sie. Aber ich ... gebe sie ab. Und den Ring und die Uhr und eigentlich alles von mir gebe ich ab. Mein Bett wird mit surrendem Geräusch durch die Gänge geschoben. Ich habe die Unterhosen noch an als ich vor dem OP ankomme. Sie haben ja die Unterhosen noch an, sagen sie. Glauben Sie, man könnte Sie in den Unterhosen operieren? Ich werde in den OP geschoben. Ohne Unterhosen. Licht, Wärme, eine warme Decke und Freundlichkeit. Einen Moment muss ich gegen die Tränen ankämpfen. Man erklärt mir da alles. Ich kann's kaum glauben. Ich habe auch eine Tochter, sagt die Schwester. Aber ich kann gut verstehen, dass drei Kinder zuviel sein können. Ich bekomme eine Spritze und falle, falle. Ich wache auf und bin auf der Wachstation. Auch hier Freundlichkeit, Zuwendung. Dann wieder zurück auf die Station. Kopfschmerzen, Gliederschmerzen von der Narkose. Aber alles ist vorbei. Keine Schmerzen im Unterleib. Ruhe, Schlafen. Austrittstag. Schlussuntersuchung. Und jetzt nach Hause.

"Ich habe den Eindruck, man kann sich gegen nichts wehren. Man ist völlig ausgeliefert. Alles muss man fragen. Medikamente werden einfach hingestellt. Alle sind so unfreundlich und ich hätte so Zuwendung gebraucht. Wer entschliesst sich schon mit fröhlichem Herzen zu einer Abtreibung? Kein 'Guten Tag' kein 'Gute Nacht', alles kalt. Ich durfte nicht aufstehen nach der Abtreibung. Aber ich hatte starke Blutungen. Ich bat um eine neue Binde und sie warfen sie mir einfach auf den Tisch, ich musste hingehen und sie mir holen. Ein einziges Mal wurde ich gefragt, wie es mir gehe. Auf den Topf setzten sie mich, ohne den Vorhang zu ziehen, obwohl ich schon sonst Mühe habe auf einen Topf zu pinkeln. Im OP gaben sie mir Bettsocken, ich hatte so kalte Füsse. Diese freundliche Geste warf mich fast um. Man kommt sich ja so verloren hier vor." Sagt die Patientin vis - a - vis von mir.

"Ich sollte aufs WC, Schwester und kann nicht. Ich kann nicht pinkeln. Immer wieder probieren! Das sagen Sie – aber es geht eben nicht. Schauen Sie sich meinen Bauch an, schon ganz aufgeschwemmt und ich habe Schmerzen. Ich glaube, Sie sollten einen Katheter setzen, ich habe wirklich Schmerzen. Ich hätte das nicht zu bestimmen? ... aber Sie müssten etwas tun, ich platze fast. Ich will den Arzt!! "Und der Arzt sagt: "Einen Katheter sofort, wurde das nicht schon lange gemacht??" Erzählt die Patientin links neben mir.

"Bekommen wir nun den Zwieback? (Diätkost nach der Narkose) Es ist schon 15.00 und wir hätte ihn schon vor einer Stunde bekommen sollen. Bekommen nun Zwieback? Es ist schon 16.00 und wir haben ihn noch nicht bekommen. Wir haben Hunger, seit gestern Nacht nichts mehr gegessen. Ihr sagt immer 'ja gleich' aber wir wollen ihn jetzt! Um 16.30 kam der Zwieback und als wir mehr wollten, war 'kein Zwieback mehr auf der Station' " erzählte die Patientin rechts von mir.

"Sie verstehen mich nicht. Sie hören mir nicht zu. Ich habe richtig Angst vor denen. Sie sind so unfreundlich. Ich fühle mich, wie der letzte Dreck," sagt die Jugoslawin im Zimmer nebenan – und sie hat recht.

Dido Keller-Ebert